

KALONYMOS

Namenlos gedenken?

Bemerkungen zum Berliner Denkmalstreit

Michael Brocke

Wer sich heute im Mahnmalstreit zu Wort meldet, stellt zunächst fest, es sei längst alles gesagt, macht jedoch gleich darauf einen neuen Vorschlag. Im langjährigen Pro und Kontra, im grundsätzlichen Nein oder im bedingten Ja wollen immer neue Stimmen dazu zwingen, erneut „bei Null“ zu beginnen. Wer das „Mahnmal für die ermordeten europäischen Juden“ nicht kategorisch ablehnt, ist ratlos. Trotz mehrerer Ausschreibungen ist derzeit nichts gewiß, und auch die jetzt anvisierte Debatte und Abstimmung im Bundestag hat keine Basis für ein entschiedenes Nein oder Ja, für ein klares Ja zu Entwurf A gegen Entwurf B.

Im Frühjahr 1995 hatte es eine markante Entscheidung gegeben – die zwischen den beiden ersten Preisen eines breit angenommenen Wettbewerbs: Christine Jakob-Marks' „Gedenkplateau“ mit den Namen möglichst vieler der Ermordeten einerseits; Simon Ungers' Stahlträgerquadrat mit den Namen von Lagern und anderen Tatorten andererseits. Bundeskanzler Kohl aber lehnte die Verwirklichung des Namensmal-Entwurfs ab.

In den langwierigen Neuausschreibungen für eingeladene Künstler setzte sich erst vor einigen Monaten ein überarbeiteter Entwurf von Peter Eisenman durch – ein stilisiert-gleichförmiges Rasterlabyrinth von 2800 unterschiedlich hohen Betonstelen, wenig mehr als je 90 Zentimeter voneinander entfernt, ein Areal raumfüllend monotoner Leere.

Eisenmans Blockwald wird, wie es scheint, ebenso intensiv befürwortet wie abgelehnt, wobei kein geringer Teil seiner prominenten Befürworter aber „Verfeinerungen“ für notwendig oder wünschenswert hält. Die Zahl der diesem Entwurf gegenüber Indifferenten scheint aber hoch, und die Zahl der ihn Ablehnenden wächst offensichtlich –

denn die Neuvorschläge nehmen weiter zu. Die aber müssen einander an Originalität übertreffen, sollen sie noch wahrgenommen werden: Statt eines Denkmals eine interreligiös-ökumenische Hochschule (das Areal hat 25.000 qm) oder das Videoarchiv der Spielberg-Stiftung mit Tausenden Interviews Überlebender. Ein Projekt der Erinnerung dies, zweifellos, und an seinem Verhältnis zum Eisenman-Mal scheiden sich die Geister. Die einen wollen das Videoarchiv anstelle dieses Denkmals, die anderen möchten es dem Steinenwald an- oder eingliedern – und Betonstelen praktisch „nutzen“. Denn die sind statisch, schweigen und sprechen nicht, und so sollten dann wenigstens einige davon als Monitoren laufende Bilder vorführen. Diese so praktische Idee liefert den anschaulichsten Beleg für das Unbehagen an Eisenmans monumentalem Schweigen und das unwiderstehliche Bedürfnis, daran zu beschnitten. Lea Rosh hat vor





zwei Monaten in einem Rundfunkinterview betont, daß Stelen mit den Daten und Zahlen der Lager und der Mordaktionen versehen werden würden, eine nicht bestätigte Behauptung. Spricht es nicht für Eisenmans Entwurf, daß dergleichen „Nutzungen“ ihn sofort ins Groteske oder Lächerliche ziehen?

Immerhin kehrt der Streit um diesen Entwurf und die Suche nach „Verbesserung“ oder nach Alternativen einen wichtigen Aspekt hervor, der noch nicht ins Bewußtsein der Diskussion gedrungen ist: Eisenman ist ein Extrem der Verwirklichung der Mahnmalidee. Gründe ihn abzulehnen, lassen sich viele nennen – aber auch viele Befürworter tun sich schwer mit seiner wort- und (fast) bildlosen Radikalität.

Ob mit laufenden Bildern oder Inschriften – seine Bearbeitung zeigt, was als Qualität oder eher als Mangel des Eisenman-Entwurfs zu sehen ist: Namenlos wortlose, vollends sprachlose Abstraktion, die aber dank der Inhaltsleere ihrer sich tausendfach wiederholenden Zeichen den Empfindungen des Besuchers allen Raum läßt. Statt einer konfrontativen Konkretion des Gedenkens fördert sie eher vage Stimmung, läßt viel, sehr viel Beliebigkeit zu – einmal abgesehen von einer öfters aufgebrauchten, ärgerlich unangebrachten, ja fehlgehenden Assoziation zu „Friedhof, jüdischer“. Zu monumental ist diese Beton-und-Kies-Ödnis, zu zahllos die Ausdrucksmöglichkeiten und damit die Ausdruckslosigkeit dieses Monuments. Ähnliche Entwürfe hatte es im ersten Wettbewerb unter den 528 eingereichten Entwürfen wahrlich genug gegeben - und darunter keineswegs nur schwache und indiskutable. Am besten ist es, diesen Entwurf abzulehnen; zwar nicht grob-geschmacklos à la Martin Walser (man betoniert uns das Zentrum der Hauptstadt zu – und das mit einer „Dauerrepräsentation unserer Schande“), aber doch aufs entschiedenste.

Eisenmans Entwurf bildet mit seiner inhaltlichen Leere den schärfsten nur denkbaren Gegensatz zu einem Gedächtnismalentwurf, der schon vergessen ist, weil Politiker ihn abgelehnt haben, und das, obwohl er wie der andere erste Preis des Wettbewerbs auch die Diskussion monatelang bestimmt hat: Das leicht verkantet schräg ansteigende Plateau der Namen der Ermordeten von Christine Jakob-Marks (Berlin), das sich gegen Simon Ungers (Köln) durchsetzen konnte: Der (zu großen) Betonplatte sollten sogleich, aber auch nach und

nach die Namen möglichst vieler der ermordeten Jüdinnen und Juden Europas eingeschrieben werden - ein Gedanke, der ganz jüdischem Gedenken entspricht, zugleich dem nichtjüdischen wohlvertraut ist, dementsprechend nicht originell oder einmalig sein will.

Das Preisgericht hatte sich damit für ein Mal des Gedenkens und der individualisierenden Erinnerung entschieden – gegen ein Mal der Warnung, wie das Ungers’: sein Viereck von sechs Meter hohen Stahl-T-Trägern sollte durch Ortsnamen perforiert werden: „Aus der Substanz des Stahls sind die Namen der Konzentrations- und Vernichtungslager herausgeschnitten“. Mit dem Ja für Jakob-Marks’ begehbbare Namenstafel war eine grundsätzliche Entscheidung zugunsten eines Mals des Gedächtnisses an die Menschen, die „Opfer“, gefallen, gegen das Warnmal Ungers’, das sich eher an die Nachkommen der Täter richtete.

Die bekanntgewordenen Gründe für die Ablehnung des Entwurfs von Jakob-Marks durch Bundeskanzler Helmut Kohl nach Beratung mit Ignatz Bubis können nicht überzeugen. Das Namensplateau in seinen pathetischen Ausmaßen hätte verkleinert werden können. Als Gedächtnismal wäre es auch gewiß „aktiv“, d.h. „work in progress“ geblieben, denn es würde nie die volle Zahl der europaweit Ermordeten namentlich erreichen können. Gerade damit aber wäre es ein unbestreitbar „jüdisches“, von Nichtjuden veranlaßtes und von einer Mehrzahl von Juden angenommenes Zeichen geworden, an und in dem sich die Nachwelten von „Tätern“ und „Opfern“ hätten begegnen können. Die tiefe Schwierigkeit und auch Einmaligkeit dessen, daß einstige Täter den Opfern ihrer Gewalt ein Erinnerungsmal setzen wollen, bleibt für alle Entwürfe bestehen, den Eisenmanschen eingeschlossen. Ohne unpathetischen Takt ist das ebensowenig zu verwirklichen wie ohne Nüchternheit allen Denkmälern gegenüber. Diese Schwierigkeit will aber mit einem zu setzenden Zeichen gemeistert werden.

Derzeit ist also eine Entwicklung abgeschritten, die von der „Objektivität“ der Namen in ihrer allmählichen Einschreibung sich hingewandt hat zu einer ready-made-Kollektivität der raumgreifenden Sprach- und Namenlosigkeit. Eisenman räumt der Individualität des Besuchers, dessen Eindrücken allen Raum ein. Gedenkende Konfrontation mit den Toten, d.h. mit Namen (sei es denen der



Denkmal für die jüdischen Gefallenen des Ersten Weltkriegs, Synagoge Düsseldorf, Kasernenstraße, 1938 abgerissen. Die Inschriften sind erhalten.

Fotos: Leopold Fleischhacker

Menschen oder der Orte ihrer Qual im Entwurf Ungers) geschieht nicht. Von der in den Namen umrissenen Dimension der Untat und damit zugleich der Würde der trotz ihrer Auslöschung nicht Namenlosen geht die Entwicklung nun zur je und je subjektiv zu imaginierenden Monstrosität des Verbrechens zwischen flächendeckenden Betonstelen und -reihen. Die Ungeheuerlichkeit von Verbrechen läßt sich auch im abstraktesten Raumkonzept nicht verbildlichen – weder Tausende von Betonblöcken noch Tausende von Überlebensberichten schaffen Erinnerung. Namen aber sind nicht Schall und Rauch, sondern Wort und Feuer (Rosenzweig). Erinnerung an das, was sich nicht zu Bildern machen läßt, braucht das Wort. Wort schafft Erinnerung, aber Erinnerung ist hier für alle nur möglich im objektiven Wort, im Namen.

Eisenman hingegen, würde er realisiert, könnte das von manchen gewünschte Total-Mal werden, in seiner Bedeutungsleere für alle „Opfergruppen“ ohne jede Etikettierung geeignet. Wer das „Alle-Opfer-Mal“ will, der stelle sich vor Eisenmans Entwurf. Wer aber, wie vor Jahren bedacht und ausgeschrieben, der europäischen jüdischen Ermordeten gedenkt, der gehe nicht am Wort der Namen vorbei – auch nicht mit einem Videoarchiv, und sei dies noch so eindrucksvoll – denn nicht um die Einverleibung der Überlebenden und dem Genozid Entronnenen ins hauptstädtische Ensemble geht es, sondern um ein Gedenkmal den Getöteten.

Der Gedanke, jenen ein „zentrales“ Mal zu errichten ist erst allmählich entstanden; er gründet auf dem Bestehen von lokalen Mahn- und Gedenkmalen in vielen Orten. Wenn nun allmählich vielerorts auch Denkmale entstehen für andere „Opfergruppen“ als die deutschen Juden – wie für Sinti und Roma, Zwangsarbeiter, Homosexuelle, vielleicht für die Tausende von Kriegsgerichten/standrechtlich hingerichteten Soldaten, dann wird es auch eines Tages in der Hauptstadt weitere Denkmale geben müssen – das Mal für alle Opfer ist, leider, ein Unsinn, der nichts und niemandem gerecht wird – unterschiedlich waren die Intentionen von Verfolgung und Vernichtung, und zu unterschiedlich sind die Gruppen von Menschen – denn gerade als von ihren Verfolgern „gleichgemachte“ Verfolgte sollten sie vom Gedenken nicht gleichgemacht werden. Ist die Peinlichkeit der „Neuen Wache“ mit ihrer Pietà als einer Gedenkstätte für „alle Opfer“ vergessen?

Ein Gedächtnismal „für die ermordeten europäischen Juden“ darf „uns“ nicht schmeicheln – weder im gigantischen Ausmaß noch in künstlerischer Einmaligkeit und auch nicht mittels einer Inbesitznahme von Überlebenden. Auch wenn es um die Namen geht, ist nicht „Vollständigkeit“ um jeden Preis anzustreben, müssen die Grenzen des steinernen Erinnerns und Gedenkens gesehen werden. Der Einwand von Ignatz Bubis allerdings, er möchte nicht hunderte Male den Namen „Moses Cohn“ lesen, (also ohne genauere Unterscheidung durch Lebensortsnamen) muß bedacht, wohl auch mit guten Argumenten abgewiesen werden. Sein Satz: „Namen sind wichtig, wenn ich sie identifizieren kann“ (Süddt. Zeitung, 21.9.1998), scheint mir hier nicht zutreffend. Eben jene Vielzahl von gleichlautenden Namen muß doch die Antwort des Erinnerns sein auf die Namenlos-Gleichmachung, die die Mörder anstrebten. Die Befürworter des Mahnmals sind aufgefordert, hier ihre Argumente zu entfalten. Namen und Namensverzeichnisse können vielfältig angelegt und gegliedert sein – sie bedürfen sorgfältigster Überlegungen.

Die alten Memorbücher jüdischer Gemeinden, die Erinnerung nicht nur an die eines natürlichen Todes Gestorbenen, sondern auch an die Märtyrer wachhalten wollten, wußten sie nicht alle namentlich zu nennen und zählten viele Tote auch nach den Todesarten auf – erschlagen, gehängt, ertränkt... – und nach ihren Gemeinden. Namen und Orte, Orte und Namen.

Das Berliner Mal sollte erwachsen aus Hunderten von Denkmälern an vielen Orten der heutigen Bundesrepublik, einschließlich der Berlins. An Hunderten von Orten hat man versucht, ihren jüdischen Bürgern die Namen wiederzugeben. Manchmal mutet der Aufwand der Nachforschungen zu Leben vor und Tod während der Shoah an wie eine kollektive Übereinkunft, Namen um Namen zu finden und „zurückzugeben“ – in Gedenktafeln und -büchern und in öffentlicher Verlesung der Namen – Jad vaSchem. Dieses Bemühen fände auch einen würdigen Ausdruck in einem „zentralen“ Gedächtnismal, in welcher zeitgenössisch künstlerischer Form dies auch geschähe. Denn zu gedenken ohne zu wissen wessen gedacht werden soll, ist unmöglich. Auch millionenfaches Gedenken ist schier nicht möglich, doch ist die namentliche Annäherung an die Menschen unvergleichlich angemessener als tausendfach markierte Sprachlosigkeit.



Germania Judaica IV

Auf dem Sprung in die Neuzeit

Stefan Rohrbacher



Aus einer frühneuzeitlichen Handschrift: Rebekka als wohlhabende süddeutsche Jüdin gekleidet.

Mit dem S. L. Steinheim-Institut, dem Forschungsschwerpunkt Judentum und dem Fach Jüdische Studien an der Gerhard-Mercator-Universität hat sich Duisburg in wenigen Jahren zu einem der wichtigsten Standorte judaistischer Lehre und Forschung in Deutschland entwickelt. Seine Anziehungskraft gewinnt nun ein Projekt von internationalem Rang hinzu. Neben das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Projekt zum deutschsprachigen Rabbinat (seit 1997) tritt seit Oktober 1998 *Germania Judaica IV*. Unter der Leitung von Professor Stefan Rohrbacher wird an der Duisburger Universität ein traditionsreiches Unternehmen fortgeführt, dem zentrale Bedeutung in der Erforschung der deutsch-jüdischen Geschichte zukommt: die *Germania Judaica*, das deutsch-israelische Gemeinschaftswerk eines historisch-topographischen Handbuchs zur Geschichte der Juden in Deutschland. Mit den vorliegenden Bänden, die die Zeit von den Anfängen bis 1519 umfassend, ist die *Germania Judaica* über den Bereich der jüdischen Historiographie hinaus für die verschiedensten historischen Teilbereiche längst zu einem unverzichtbaren Standardwerk geworden. Dank der Förderung durch die DFG findet dieses Grundlagenwerk nun seine Fortsetzung. Dies ist um so bedeutsamer, als der Untersuchungszeitraum der nun beginnenden Arbeitsphase, die Zeit zwischen 1520 und 1650, eine historiographisch noch „dunkle“ Epoche der deutsch-jüdischen Geschichte ist.

Germania Judaica blickt auf eine bald hundertjährige Geschichte zurück: 1903 initiierte die „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums“ die Herausgabe eines historisch-topographischen Handbuchs. Man beabsichtigte, „unter dem Titel *Germania Judaica* ein alphabetisches Verzeichnis aller Ortschaften des Deutschen Reiches anzulegen, in denen von den ältesten Zeiten bis zu den Wiener Verträgen jüdische Ansiedlungen bestanden hatten, und deren Geschichte auf Grund der Quellen wissenschaftlich darstellen zu lassen.“ Das Ziel war eine Siedlungs- und Rechtsgeschichte, die zugleich die Grundlagen für eine Wirtschafts-, Sozial- und Geistesgeschichte des deutschen Judentums schaffen sollte.

Zunächst auf drei Bände geplant, sollte der erste Band die ältesten Zeiten bis zum Erlaß der Judenordnung Kaiser Friedrichs II. (1238) abdecken, der zweite bis zum Beginn der Neuzeit reichen, den

man mit 1500 angesetzt hatte, und der dritte Band schließlich die Zeit bis zur Neuordnung Europas in den Wiener Verträgen (1815) umfassen. Neben den Herausgebern Ismar Elbogen, Aron Freimann und Haim Tykocinski, der den weitaus umfassendsten Beitrag leistete, wurden namhafte Gelehrte als Mitarbeiter gewonnen: Markus Brann, Adolf Kober, Sigmund Salfeld u.a.m.

Doch das Projekt nahm zunächst einen unglücklichen Verlauf: Zwar waren die Arbeiten für den ersten Teilband für die Zeit bis 1238 (mit den Ortsartikeln A-L) 1913 fast abgeschlossen, der Weltkrieg aber verzögerte die Veröffentlichung bis zum Jahr 1917. Der zweite Teilband (L-Z) konnte – nach dem Tod wichtiger Mitarbeiter und wegen der Inflation – erst 1934 erscheinen.

Da stand das Vorhaben bereits unter den Vorzeichen der NS-Machtübernahme. Und so ist im Vorwort zu Teilband 2 zu lesen: „Über die Fortführung kann zurzeit noch nichts gesagt werden. Wir hoffen, in günstigeren Zeiten an die Weiterführung der Arbeiten herangehen zu können, im Augenblick übersteigt sie die Leistungsfähigkeit der Gesellschaft.“ Aller widrigen Umstände ungeachtet beschloß man 1936, den zweiten Band anzugehen. Beweggrund war der Gesellschaft „die Erkenntnis, daß die Tage des deutschen Judentums gezählt waren, und daß es galt, in letzter Stunde die in ihm vorhandenen wissenschaftlichen Kräfte wenigstens für eine begrenzte Fortsetzung der *Germania Judaica* einzuspannen“, wie der spätere Herausgeber Zvi Avneri 1957 formulierte. Die Situation zwang aber dazu, den ursprünglichen Plan abzuändern und den Zeitraum auf 1238 bis 1349 einzugrenzen, statt ihn bis zum Ende des Mittelalters um 1500 zu bearbeiten.

Bei der „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums“ waren bereits an die 400 Artikel eingegangen, als die Pogrome des November 1938 die Arbeit jäh unterbrachen. Zwar wurde sie wieder aufgenommen, aber die Auswanderung der Redakteure und der Mehrzahl der Mitarbeiter brachte sie endgültig zum Erliegen. Die redigierten Manuskripte des zweiten Bandes wurden 1938 vom NS-„Institut für Rassenforschung“ beschlagnahmt. Sie blieben verschollen. Nur glücklichem Zufall verdanken wir, daß ein Teil der in jahrelanger, mühevoller Arbeit entstandenen Werke vor dem Zugriff der Nazis gerettet werden konnte: Die unkorrigierten Exemplare der Ortsartikel waren in

die Bibliothek des Orientalisten und letzten Vorsitzenden der Gesellschaft, Eugen Mittwoch (1876-1942), gelangt. 1939 nahm er sie mit in die Emigration nach London, und im Jahr 1954 wurden sie den „Jewish Historical General Archives“ in Jerusalem übergeben, den heutigen „Central Archives for the History of the Jewish People“.

Damit war eine Grundlage für die Wiederaufnahme der Arbeiten gegeben. Das 1955 gegründete Leo-Baeck-Institute in Jerusalem übernahm die Verantwortung für die Weiterführung des Projektes. Zvi Avneri, der – noch als Hans Lichtenstein – bereits am ersten Band mitgearbeitet hatte, wurde mit den Vorarbeiten beauftragt. Doch sahen sich die Wissenschaftler nun mit ganz neuen Problemen konfrontiert. Obgleich ein Großteil der hebräischen Quellen für den zu behandelnden Zeitraum in Jerusalem vorhanden war, mangelte es weitgehend an nichtjüdischen Quellen. Avneri unternahm mehrere Archivreisen nach Europa, und im Laufe der Jahre entwickelte sich die Kooperation mit deutschen Historikern und Archivaren – eine vorsichtige, von Skepsis begleitete, endlich fruchtbare Wiederannäherung. Sie gab nicht zuletzt der sich in der Bundesrepublik nur langsam entwickelnden Beschäftigung mit der Geschichte der Juden entscheidende Impulse, die bis heute nachwirken.

1968 schließlich konnte der zweite Band für die Zeit von 1238 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts vorgelegt werden, wiederum in zwei Teilbänden. Mit annähernd 1100 Ortsartikeln, 14 historischen Karten und zahlreichen Illustrationen hatte sich sein Umfang gegenüber dem des ersten Bandes fast verdoppelt.

Nach dem Tod Avneris wurde 1969 Arye Maimon, ebenfalls seit seiner Studienzeit in Breslau mit der *Germania Judaica* verbunden (damals noch Herbert Fischer), von der Hebräischen Universität Jerusalem mit der Leitung des dritten Bandes beauftragt. Unterstützt wurden die Arbeiten auch von der Universität Trier, dem Institute of Jewish Studies und dem Ben-Zion-Dinur-Institute for Research in Jewish History der Hebräischen Universität. Die Zahl der Mitarbeiter war inzwischen stark angewachsen und das Projekt erfuhr von vielen Seiten in Israel, Deutschland und Amerika finanzielle Unterstützung, insbesondere von der DFG. Die ersten zwei Teilbände des dritten Bandes mit den Ortsartikeln für die Jahre 1350 bis 1519 kamen 1987 und 1995 heraus. Der dritte Teilband steht

unmittelbar vor dem Erscheinen. Er enthält neben dem Artikel „Deutsches Reich“, geographischen Karten und Registern, erstmals auch umfassende Gebietsartikel, parallel zu den bisherigen Ortsartikeln der ersten Teilbände. Mit dieser zusätzlichen Gliederung, die den historischen Rahmenbedingungen Rechnung trägt, stellt der dritte Teilband ein Bindeglied zu der nun in Duisburg begonnenen Arbeitsphase *Germania Judaica* IV dar.

Als in das Langzeitprogramm der DFG aufgenommenes Projekt ist nun die Kontinuität der Erforschung einer für die Geschichte der Juden wichtigen Umbruchs- und Übergangszeit gesichert. Die Epoche von 1520 bis 1650 ist besonders reich an relevantem Quellenmaterial, doch hat die Forschung sie bislang vernachlässigt. Es fehlt an Untersuchungen, die über einzelne Aspekte oder engere räumliche Beschränkungen hinausgreifen. Daher bleibt es Ziel der *Germania Judaica* IV, über alle Aspekte des Lebens der jüdischen Minderheit und das wechselseitige Verhältnis zur Umwelt zu unterrichten. Das Spektrum umfaßt Fragestellungen zur „äußeren“ wie zur „inneren“ Geschichte der Juden in Deutschland. Die jüdische Siedlungsgeschichte, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse der jüdischen Bevölkerung und ihre politisch-rechtliche Stellung werden ebenso untersucht wie die innerjüdische Organisation und Verwaltung, Religion und Kultur sowie das Verhältnis von Juden und Christen. Dabei werden in zunehmendem Maß neue Forschungsansätze berücksichtigt, die in den Anfängen der *Germania Judaica* noch außerhalb des Blickfeldes der Historiker lagen. Dazu gehört unter dem Schwerpunkt der sozialen Verhältnisse der jüdischen Bevölkerung die Untersuchung der Bedeutung der Familie, der Stellung von Frauen und des Umgangs mit Kindern, aber z.B. auch die der Rolle der (inner)jüdischen Kriminalität. Unter der Rubrik Religion und Kultur ist die Volkskultur ebenso interessant wie Magie und Mystik. Allen herausragenden Persönlichkeiten einer Gemeinde wird dabei wie bisher ein eigener Eintrag mit knappen biographischen Angaben gewidmet werden.

Die neue Arbeitsphase wird die Materialien nunmehr gebietsbezogen erschließen. Indem diese Gebietsartikel in je eigenständigen Faszikeln erscheinen werden, ist die kontinuierliche Bereitstellung der Arbeitsergebnisse gewährleistet.

In Duisburg sind in das Projekt als wissenschaftliche Mitarbeiter Dr. Wolfgang Treue, Dr. des. Bir-



„Isaak segnet Jakob“ (in süddeutscher Tracht)



Herkunft der Kölner Juden

Germania Judaica Band II,

1. Halbband

Tübingen (Mohr Siebeck) 1968

git Klein und Nathanja Hüttenmeister M.A. eingetreten. Als deutsch-israelisches Kooperationsvorhaben erhält das Projekt eine zweite Arbeitsstelle an der Hebräischen Universität Jerusalem, geleitet von den Professoren Michael Toch und Israel J. Yuval. Durch weitere Einzelprojekte, insbesondere Dissertationen und Habilitationsvorhaben, ist breitere Zusammenarbeit mit deutschen und israelischen Vertretern aller involvierter Fachgebiete angestrebt, ebenso die Kooperation mit anderen Instituten und Projekten. Enge Verbindungen bestehen mit der ebenfalls DFG-geförderten Erforschung der „Rolle der Hofjuden im Akkulturationsprozeß der Juden

des deutschsprachigen Raumes“ und dem Institut für Reichskammergerichtsforschung in Wetzlar. Die gemeinsame deutsch-israelische Leitung des Projekts soll die Zusammenführung der auf allen Seiten vertretenen Fachkompetenz im Sinne des internationalen wie interdisziplinären Wissenschaftstransfers gewährleisten. So ist eine fruchtbare Erweiterung der Perspektiven und Forschungsansätze und ein methodischer „Innovationsschub“ für die wissenschaftliche Behandlung der Geschichte der jüdischen Minderheit in Deutschland zu erhoffen, der weit über das Vorhaben hinaus in die Zukunft wirken könnte.

Löb Kraus – Juda bar Chajim – Levi von Bonn

Birgit Klein

Januar 1604, Menden in Westfalen. Im Rathaus findet ein großer Prozeß gegen einen Juden statt – ein gewisser Levi aus Bonn ist angeklagt von Wendel, einem ebenfalls Bonner Juden. Wendel bezichtigt Levi, sein Amt zu mißbrauchen und die kurkölnischen Juden zu tyrannisieren. Zu seiner Unterstützung hat Wendel 16 weitere Juden als Zeugen vorladen lassen, darunter auch einen auswärtigen Prominenten: den Arzt Wolf von Koblenz, der eine Empfehlung seines Schutzherrn, des Kurfürsten Lothar von Trier (Reg. 1599-1623), vorweisen kann, was vermutlich den Prozeß vor Kölns Kurfürst Ernst, der in Menden residiert, ins Rollen brachte.

Zur Verteidigung führt Levi von Bonn ein interessantes Argument an: Sein Amt sei es, das ihn zum Feind der Juden gemacht habe. Diese Behauptung belegt Levi mit seiner Bestallungsurkunde: Kurfürst Ernst von Köln (Reg. 1583-1612) hatte ihn im Februar 1598 zum „Aufseher“ über die Kurkölnler Juden eingesetzt. So sollte Levi von den Juden, die sich in Kurköln ohne Geleit, also ohne offizielle Erlaubnis, aufhielten, Bußgelder einfordern und diese an die kurfürstlichen Beamten weiterleiten; von vergleiteten Juden, die das Erzstift verließen, sollte er eine Abzugssteuer kassieren. In strittigen Angelegenheiten hatte er im Interesse des Kurfürsten zu intervenieren und dem Kurfürsten Bericht zu erstatten. Schließlich sollte Levi die Steuern der Juden an den Kurfürsten weiterleiten.

Eine Urkunde also, die Kurfürst Ernsts großes finanzielles Interesse an den Juden bezeugt. Mit Hilfe seines „Aufsehers“ Levi will Ernst seine Einnahmen aus dem Judenregal – dem ihm als Kurfürst zustehenden Recht, Juden zu vergleiten – effizient verwalten. Zur Steigerung der Einnahmen erläßt Ernst 1599 seine zweite Kurkölnler „Judenordnung“, in der er einerseits den Juden den Geldhandel als ihre alleinige Erwerbsquelle zugesteht und andererseits den erlaubten Zinssatz von rund elf Prozent der ersten Judenordnung von 1592 auf nun 25 Prozent erhöht.

Levis Bestallungsurkunde zufolge hatte bislang der gerade verstorbene kurkölnische Landrabbiner solche Aufgaben versehen, jedoch, wie es heißt, die kurfürstlichen Interessen nicht entschieden genug vertreten. Daher trug Ernst nicht einem neuen Landrabbiner diese Aufgaben auf, sondern eben dem Levi von Bonn.

Damit aber hatte Ernst massiv in die Organisation der erstiftischen Judenschaft eingegriffen, und der Protest der Kurkölnler Juden blieb nicht aus: 1599 scholten sie Levi einen Verräter, den sie mehr fürchteten als den Kurfürsten persönlich, und verhängten den Bann über ihn. Ein Jahr später wurde dieser Streit zwischen den Kurkölnler Juden und Levi geschlichtet, und das nicht nur durch den Kurfürsten, sondern auch vor den Frankfurter Gelehrten, die bei vielen Juden als die führenden rabbinischen Autoritäten des Reichs – nach den Pragern –

**Bonn

1 Bonne, Bünna¹, בּוֹנָא², בּוֹנָן³; am Rhein, Hauptstadt der BRDtdl.

2,3,4 Stadtherr v. B. – Umschlagplatz für Wein und Marktort – war der Ebf v. Köln⁴. Nach 1350 ist der erste Jude hier 1364 bezeugt⁵. 1371 wohnte 1 Mann mit dem Beinamen „v. B.“ in Andernach⁶, 1410 einer in Mainz⁷, 1421 eine Frau in Speyer⁸ und 1449 ein Schreiber in Ital.⁹. In B. lebten: 1381 1 Mann mit dem Beinamen Monschau, der wohl aus Köln zugezogen war¹⁰, und 1421/22 3 Männer mit den Beinamen Neuß, Nürnberg und Rheinbach sowie 1 Frau, die anscheinend aus Meckenheim (bei B.) zugewandert war. 1421/22 betrug die Zahl der B. er jüd. Steuerzahler elf¹¹. Sie soll sich nach der Vertreibung aus Köln (1424) erhöht haben¹². – Die Judenschaft v. B. hatte eine Mikwe (→ 5,6,8,13a,b).

Ortsartikel Bonn

Germania Judaica Band III,

1. Halbband

Tübingen (Mohr Siebeck) 1987

angesehen waren.

Levi nahm den Frankfurter Vergleich als Erlaubnis, erneut als „Sollicitator“, als Fürsprecher der Juden bei Kurfürst Ernst aufzutreten, was ihm aber ein Teil der Kurkölnen Juden nicht zugestehen wollte. Eine neue Auseinandersetzung war programmiert – dieses Mal eskalierte der Konflikt zwischen Levi und einem Brüderpaar, dem erwähnten Wendel von Bonn und dessen Bruder Jacob von Rheinbach. Jacob wurde 1603 auf einer Reise ins ferne Westfalen ermordet. Wendel bezichtigte Levi, zumindest indirekt am Tod seines Bruders schuld zu sein, da Jacob wegen Levis Tyrannei seine Reise überstürzt und daher ohne den nötigen Begleitschutz habe antreten müssen. Wendel erhob also Klage gegen Levi, und selbstverständlich beschränkte er sich nicht auf persönliche Vorwürfe, sondern führte auch Argumente an, die den Kurfürsten interessieren mußten: Levi habe gemeinsam mit anderen Beamten des Kurfürsten in die eigene Tasche gewirtschaftet und die Kurkölnen Juden dermaßen schikaniert, daß 21 Familien das Erzstift verlassen hätten: Die Einnahmen des Kurfürsten waren also in doppelter Hinsicht geschmälert worden: Einerseits gingen ihm von nun an die Abgaben der weggezogenen Familien von ihrer Vergeilung verloren, und zum anderen sollte Levi es angeblich versäumt haben, von allen die Abzugssteuer einzukassieren.

So kam es zum Prozeß – Menden im Januar 1604: Levi sieht sich in die Enge gedrängt und fährt schärfstes Geschütz gegen seine Ankläger auf: Wendel und seine „ausländischen“ Parteigänger hätten sich gegen ihn verbündet, ebenso wie sie sich sogar gegen den Kaiser und alle Machthaber verschworen hätten – indem sie, wie auch 17 weitere Juden aus Frankfurt, Worms und anderen Gemeinden des Reichs, im Juli 1603 die Verordnungen einer Frankfurter Versammlung mit ihrer Unterschrift unterstützt hätten. Und diese Frankfurter Verordnungen nun seien strafwürdig, weil sie die Autorität der christlichen Gerichte verletzten, indem sie vorschrieben, daß innerjüdische Streitigkeiten grundsätzlich vor rabbinischen Gerichten auszutragen seien.

Dank dieses hochpolitischen und raffinierten Schachzugs gewinnt Levi den Prozeß; seine Ankläger werden zu Schadensersatz verurteilt und der Kurkölnen Landrabbiner Josef von Metz solange arrestiert, bis er den hebräischen Text der Frankfur-

ter Verordnungen ins Deutsche übersetzt hat.

Kurfürst Ernst versucht, die Entdeckung der vermeintlichen Verschwörung wider Kaiser und Reich so bald als möglich zu barer Münze zu machen: Levi selbst überbringt noch im selben Jahr die Übersetzung der Frankfurter Verordnungen an den kaiserlichen Hof in Prag. Ernst unterbreitet Kaiser Rudolf II. den Plan, den Juden im Reich wegen Hochverrats in Gestalt der Frankfurter Verordnungen Strafzahlungen bis zu einer Million Gulden abzupressen; als Entdecker dieses „Schatzes“ beansprucht Ernst die Hälfte davon. Der Kaiser billigt ihm immerhin ein Drittel zu. Anderthalb Jahre später leitet der Kaiser einen Hochverratsprozeß gegen die Juden im Reich ein, den er durch zwei „Kommissare“, die Kurfürsten Ernst von Köln und Johann Schweickart von Mainz, betreiben läßt, hinter den Kulissen von Levi unterstützt. Für Levi hat sein berüchtigter „Verrat“ Folgen: Wiederholte Mordanschläge sind dokumentiert, und ein Prager Jude klagt ihn beim Kaiser des Hochverrats an. Alles jedoch erfolglos, Levi überlebt – und wirkt als kurkölnischer „Aufseher“ nachweislich bis 1621.

„Alle Hände ermatteten. Alle Herzen schmolzen ..., denn wahrhaft war es eine Zeit großer Drangsal für ‚Jakob‘, wie eine Sturzflut plötzlich hereingebrochen. Nach Lage der Dinge schien Erleichterung, Rettung gar ausgeschlossen, denn die Kommissare, die der große Adler [d.i. der Kaiser], sein Ruhm werde erhöht, auf Drängen des Verräters eingesetzt hatte, bedrängten und trieben uns; und besonders einer von ihnen, obgleich Herrscher, war dem Verräter hörig.“ So beschreibt der Frankfurter Gelehrte Josef Juspa Hahn in seiner Sammlung Frankfurter Bräuche, „Jossif omez“, die Folgen des kaiserlichen Hochverratsprozesses für die Frankfurter Juden. Juspa Hahn nennt Levi den „Verräter Kraus“, was zu Levis Schimpfnamen in der jüdischen Überlieferung wurde. Schlußendlich, d.h. in der heutigen Historiographie, wurde der Verräter Kraus zu einem Frankfurter Metzger, wegen ritualwidrigen Schächtens aus der Judengasse ausgeschlossen, der aus Rache dafür die Frankfurter Verordnungen als Hochverrat dem Kaiser denunzierte. Der Metzger und Verräter Kraus hat nun nichts mehr mit dem mächtigen „Hofjuden“ Levi von Bonn gemein.

Erst die Entdeckung einer Reichskammergerichtsakte des Hauptstaatsarchivs Düsseldorf, welche die beiden Namensformen „Levi“ und „Kraus“



Ernst von Bayern
Kölnischer Kurfürst

zu einer Person verbindet, machte es möglich, den Verräter Kraus als den Hofjuden Levi von Bonn zu identifizieren und – vielleicht noch wichtiger – die innerjüdischen Überlieferungen vom Verräter Kraus ganz neu zu lesen. Darunter ist eine Sammlung von Rechtsgutachten zur rituellen Fleischbeschau, die keineswegs, wie bislang angenommen, das Werk des „Metzgers“ ist, vielmehr eines des „einflußreichen (*kazin*) Juda bar Chajim“ (Levis hebräischer Name) – so einflußreich, daß seine Kurkölnler Anhänger noch 1615/16, mehr als zehn Jahre nach der berüchtigten Denunziation der Frankfurter Verordnungen, ihn in seinem erfolgreichen Kampf gegen den neuen Kurkölnler Landrabbiner Moses Bürgel unterstützen. Hier erscheint uns Levi alias Juda bar Chajim als der geachtete Vertreter der Kurkölnler Juden und ihrer spezifischen Bräu-

che und Tradition, und einmal nicht als der von den Frankfurter Juden verachtete „Verräter Kraus“ – das Image, das sich innerjüdisch bis heute durchgesetzt hat.

Wichtiges, bisher Unbekanntes, endlich in Erfahrung zu bringen und diese spannungsreiche Zeit neu wahrzunehmen, lehrt uns erst die heute mögliche Zusammenschau der obrigkeitlichen Überlieferung mit den innerjüdischen Traditionen. Erst die jüdischen und die nichtjüdischen Quellen ineinandergearbeitet verschaffen uns die volle Einsicht in eine judaistisch noch kaum erforschte Epoche und lassen uns die innerjüdischen Überlieferungen wahrnehmen als faszinierend vielgestaltige und glaubwürdige Zeugnisse eines farbigen, höchst lebendigen aschkenasischen Judentums.



Birgit Klein hat im Oktober als erste die Promotion im Fach Jüdische Studien in Duisburg absolviert. Die Dissertation „Levi von Bonn alias Löb Kraus und die Juden im Alten Reich“ wird demnächst in der neuen Reihe des Steinheim-Instituts erscheinen. Entstanden war sie aus der Arbeit an der gemeinsam mit Michael Brocke verfaßten „Geschichte der Juden in Bonn“ (Bonn 1999).

Birgit Klein hat ihr Studium der Klassischen Philologie, Ev. Theologie und Judaistik in Duisburg, Düsseldorf, Bonn, Jerusalem und Heidelberg

1989 mit dem Ersten Theologischen Examen und 1991 mit dem Magister in Jüdischen Studien abgeschlossen. Von 1993-1996 arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Judaistik der Freien Universität Berlin, von 1996 bis 1998 im Fach Jüdische Studien in Duisburg. Seit Oktober 1998 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt „Germania Judaica IV“ tätig. Eine Habilitation „Jüdische Frauen in der Vormoderne“ ist in Vorbereitung.

Die Dritte im Bunde: Dagmar Börner-Klein

Zum Wintersemester 1998/1999 hat Dr. Dagmar Börner-Klein (geb. 1960) ihren Ruf nach Duisburg angenommen. Die zweite C3-Professur im Fach Jüdische Studien an der Gerhard-Mercator-Universität-GH Duisburg, Schwerpunkt jüdische Literatur, ist nunmehr besetzt.

Nach dem Lehramtsstudium (Sek I und II) in Philosophie, Ev. Theologie und Erziehungswissenschaften hat Dagmar Börner-Klein ein Magisterstudium mit den Fächern Judaistik und Philosophie an der Universität Köln absolviert. Parallel dazu unterrichtet sie als wiss. Mitarbeiterin am Seminar für Evangelische Theologie Köln „Auslegungsgeschichte der Bibel“. 1990 promoviert sie an der Universität Wien mit einer Analyse des talmudischen Kommentars zum biblischen Buch Ester. Seit 1991 als

Lehrbeauftragte für rabbinische Literatur dem Kölner judaistischen Institut verbunden, ermöglicht ihr ein Forschungsstipendium der Thyssen Stiftung (1991-1993) die Arbeit zum Thema „Tradition und Redaktion rabbinischer Literatur“.

Ihre durch ein nordrhein-westfälisches Lise-Meitner-Habilitations-Stipendium geförderten Forschungen zur „Tradition und Redaktion im Midrasch Sifre Numeri“ werden von der Philosophischen Fakultät Köln als Habilitationsschrift angenommen. Die Einführungsvorlesung hält sie über die Talmudparodie „Der Traktat Amerika“ von Gerson Rosenzweig und erhält die *venia legendi* für das Fach Judaistik.

Nach Vertretungsprofessuren in Duisburg und am Institut für Judaistik der FU Berlin arbeitete

Dagmar Börner-Klein bis September 1998 mit einem Heisenberg-Stipendium über tannaitische Midraschim, was sie in Duisburg fortführen will. Mittelfristig ist eine Übersetzung von *Sifre Zuta* geplant, längerfristig wird die Redaktionsgeschichte dieser Textgruppe im Korpus der rabbinischen Literatur analysiert. Für die Studierenden besonders interessant: Sie erstellt ein digitales Lehrbuch, das eine Einführung in die rabbinischen Schriften (am

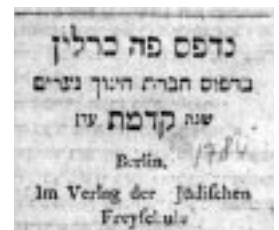
Beispiel eines Talmudtraktates) bieten will, um damit Anfängern und Fortgeschrittenen den wissenschaftlichen Zugang zu rabbinischen Texten entscheidend zu erleichtern. Auch in Zukunft wird die „klassische“ rabbinische Literatur sowie deren Auslegungsgeschichte bis ins Mittelalter den Forschungs- und Lehrschwerpunkt von Dr. Börner-Klein bestimmen. Das Steinheim-Institut heißt sie herzlich willkommen: Behazlacha!



Bücherschatz der Aufklärung gehoben

Dem Steinheim-Institut und der Duisburger Universitätsbibliothek ist es mit der Unterstützung der Universität Duisburg und dem Ministerium für Schule und Weiterbildung, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen gelungen, eine der vollständigsten Sammlungen hebräischer Schriften jüdischer Aufklärer in Deutschland zu erwerben. Das Hauptstück der Sammlung bilden 50 Werke aus dem Druckhaus der Berliner jüdischen Aufklärer: der Druckerei der „Jüdischen Freischule.“ Zusammen mit den Drucken, die wir bereits besitzen, sind damit fast alle größeren Schriften aus dieser Druckerei hier versammelt. Ergänzt wird die Sammlung durch weitere Berliner, Amsterdamer und Wiener Drucke. – Es waren die jüdischen Aufklärer in Berlin, Königsberg oder Hamburg, allen voran Mendelssohn, die zum ersten Mal vielfältig und kontrovers ein neues Selbstverständnis der Ju-

den im deutschsprachigen Raum artikulierten und tiefgreifende Veränderungen im Judentum auf der Schwelle zur Moderne bewirkten. Sie hatten Einfluß auf die jüdische Aufklärung, die sich im 19. Jahrhundert in Wien und Galizien herausbildete. Und auf sie beriefen sich später die Anhänger der Reform wie auch der Orthodoxie. In dieser „formativen“ Epoche des deutschen Judentums wurden viele Möglichkeiten, das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland zu gestalten, erdacht, manche erprobt, nicht alle verwirklicht. Diese – zum Teil verlorenen – Ansätze erscheinen heute ausgesprochen aufschlußreich und können nun, nachdem die Werke der Berliner jüdischen Aufklärung nach 1945 in Deutschland nicht oder nur zögernd wieder gesammelt wurden, in Duisburg in einzigartiger Dichte erforscht und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. as



Mitteilungen

In einer öffentlichen Stellungnahme hat das Steinheim-Institut sein **Befremden angesichts der Rede Martin Walsers** zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels zum Ausdruck gebracht. Unser Einspruch gilt insbesondere der Art, in der die besonnene Erforschung und Reflexion von Vernichtung und jüdischem Leid pauschal als „Dauerrepräsentation unserer Schande“ plakatiert und die Auseinandersetzung mit der Shoah ins Private des individuellen Gewissens abgeschoben werden. Notwendig ist eine verantwortungsvolle Kultur der Forschung und Erinnerung, welche die Shoah nicht zur alles beherrschenden Perspektive

auf die deutsch-jüdische Geschichte erhebt und sie nicht instrumentalisiert, vielmehr auszuhalten vermag, daß das Dunkle der eigenen Geschichte sich nicht durch „Wegschauen“ bannen läßt. Der vollständige Text der Stellungnahme des Instituts findet sich auf unserer Internetseite: <http://sti1.uni-duisburg.de>

60 verschollene Glasnegative mit Aufnahmen von Werken des Düsseldorfer Bildhauers Leopold Fleischhacker (1882-1946) wurden in Israel wieder aufgefunden und dem Institut vermacht – und das dank einer 1988 in Duisburg entstandenen Ausstel-



Leopold Fleischhacker
Tänzerin, 1919

lung zum Werk des auch in Düsseldorf Vergessenen (siehe dazu Nr. 1 des ‚Dialog‘, April 1988, S. 3), an die sich der Finder noch erinnerte. Die vom Künstler selbst gefertigten Aufnahmen dokumentieren die Reichweite seines Schaffens, von den wenigen noch vorhandenen öffentlichen Arbeiten, z.B. dem Gefallenendenkmal im Duisburger Rathaus oder der Allegorie der Gesundheit am AOK-Haus in Düsseldorf zu seinen meist zerstörten Denkmälern für die jüdischen Gefallenen des Weltkriegs. Wertvoll sind auch die Privataufnahmen der Familie, der Eltern und Geschwister Fleischhackers. Wir freuen uns über diese Rettung seltener deutsch-jüdischer Zeugnisse vor dem Müllcontainer und hoffen, das oeuvre Leopold Fleischhackers auch dank einer Magisterarbeit von Stephanie Kluth, Berlin, der Öffentlichkeit bald näherzubringen.

Auf einem „studiedag“ über „**Ashkenazic Multilingualism** in 19th and 20th Century Germany and the Netherlands“ wird Michael Brocke am 3. Dezember in Amsterdam einen Vortrag über „Sprache und Sprachen der Eulogie. Zur Mehrsprachigkeit deutsch-jüdischer Grabinschriften“ halten. Weitere Referenten sind Marion Aptroot (Düsseldorf), Steven Lowenstein (Bel Air - California) und Irene Zwiap (Amsterdam). Veranstalter sind das Komitee für die Geschichte und Kultur der Juden in den Niederlanden bei der Kgl.-Niederl. Akademie der Wissenschaften und das neue Menasse ben Israel-Institut für jüdische sozial- und kulturwissenschaftliche Studien (Amsterdam). Das Thema „Mehrsprachigkeit“ wird 1999 auf einer vom Steinheim-Institut und dem Menasse ben Israel-Institut gestalteten mehrtägigen Konferenz vertieft.

Das Fach Jüdische Studien der Universität Duisburg veranstaltet zusammen mit der Frauenbeauftragten eine Konferenz zu den „**Erfahrungen jüdischer Frauen in Alltags- und Gemeindeleben** des 19. und 20. Jahrhunderts“ mit Referentinnen aus Deutschland und den Niederlanden, die am 7. und 8. Dezember 1998 im neuen Mercator-Haus der Universität stattfindet. Informationen: Sekretariat der Frauenbeauftragten, Tel. 0203-379-2055.

Mit der Ev. Akademie Mülheim und der Studienstelle Christen und Juden der Ev. Landeskirche im Rheinland lädt das Steinheim-Institut vom 19.-31. Januar 1999 ein zu einer Tagung „**Die Kunst des**

Erinnerns. Die Rolle der Literatur für das Gedenken an die Shoah“. Es sprechen Maxim Biller (Literatur und Shoah aus der Sicht eines jüngeren jüdischen Schriftstellers), Anat Feinberg (Deutsch-jüdische Literatur nach der Shoah) und Christian Wiese (Die Bedeutung der Literatur für die theologische Auseinandersetzung mit der Shoah). Im Rahmen der Tagung findet unter dem Titel „Es sind noch Lieder zu singen jenseits der Menschen“ (Paul Celan) ein Konzert mit Rezitationen statt. Ort: Ev. Akademie – Haus der Begegnung, Uhlenhorstweg 29, 45479 Mülheim/Ruhr. Anmeldungen nimmt die Ev. Akademie entgegen (Tel.: 0208-599060).

Bei Fink (München) erscheint der **Tagungsband** der November 1996 vom Steinheim-Institut und dem Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Universität Duisburg veranstalteten Konferenz: *Die Konstruktion der Nation gegen die Juden*.

Für die zahlreichen Reaktionen auf die ersten beiden Ausgaben unserer neuen Institutszeitschrift „Kalonymos“ möchten wir uns herzlich bedanken. Teilen Sie uns weiterhin Ihre Anregungen und Ihre Kritik mit. Wir dürfen Sie erneut darauf hinweisen, daß der Bezug von „Kalonymos“ kostenlos ist. Es sind aber Ihre Spenden nach wie vor, ja, mehr denn je für die Arbeit des Instituts, zumal in Zeiten geringerer öffentlicher Mittel, von tragender Bedeutung. **Allen Spenderinnen und Spendern des vergangenen Jahres sprechen wir unseren allerherzlichsten Dank aus!**

Impressum

Herausgeber: Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Gerhard-Mercator-Universität Duisburg ISSN: 1436-1213
Redaktion: Michael Brocke (Vi.S.d.P.), Thomas Kollatz, Aubrey Pomerance **Grafikdesign:** kommunikationsdesign thekla halbach und thomas hagenbucher, Düsseldorf **Layout:** Rolf Herzog **Redaktionsanschrift:** Geibelstraße 41, 47057 Duisburg, Tel: 0203/370071-72; Fax: 0203/373380; E-mail: institut@sti1.uni-duisburg.de; Internet: http://sti1.uni-duisburg.de/ **Druck:** Joh. Brendow & Sohn, Grafischer Großbetrieb und Verlag, Moers **Versand:** Vierteljährlich im Postzeitungsdienst, kostenlos **Spendenkonto:** 238000343, Stadtparkasse Duisburg, BLZ 350 500 00

Wir wünschen
Ihnen
Chag Sameach,
eine fröhliche
Festzeit und
alles Gute
für das Jahr
1999

„Verblieb ich, jüdisch, römisch, deutsch zugleich“

Der Dichter Karl Wolfskehl

Wie dank ich Ihnen, Kalonymos, ewig durch Sie.“ So schreibt Margarethe Pohl-Collin im März 1948 an den in Neuseeland lebenden Karl Wolfskehl. Der Dank gilt seinem Gedicht „Das Lebenslied. An die Deutschen“.

Karl Wolfskehl wurde im Jahre 1869 in Darmstadt geboren, als Sohn des Bankiers und Politikers Otto Wolfskehl und seiner Gattin Pauline, geb. Simon. Die Familienüberlieferung läßt die Wolfskehls von den Mainzer Kalonymiden abstammen, eine Herkunft, auf die Karl Wolfskehl sowohl in seinen Briefen als auch in seinen Gedichten anspielt. In Gießen, Leipzig und Berlin studierte er Germanistik und promovierte 1893. Sein erster Gedichtband *Ulais* erschien 1897 im *Verlag der Blätter für die Kunst* seines „Meisters“ und langjährigen Weggefährten, Stefan George. Zusammen mit George gab er 1900-1902 die dreibändige Anthologie *Deutsche Dichtung* heraus. 1909 folgten seine Übersetzungen alt- und mittelhochdeutscher Poesie, *Älteste deutsche Dichtungen*. In den 20er Jahren erschienen zahlreiche Essays über Geschichte, Poesie, Sprache und Mythologie, und 1927 sein zweiter Gedichtband *Der Umkreis*.

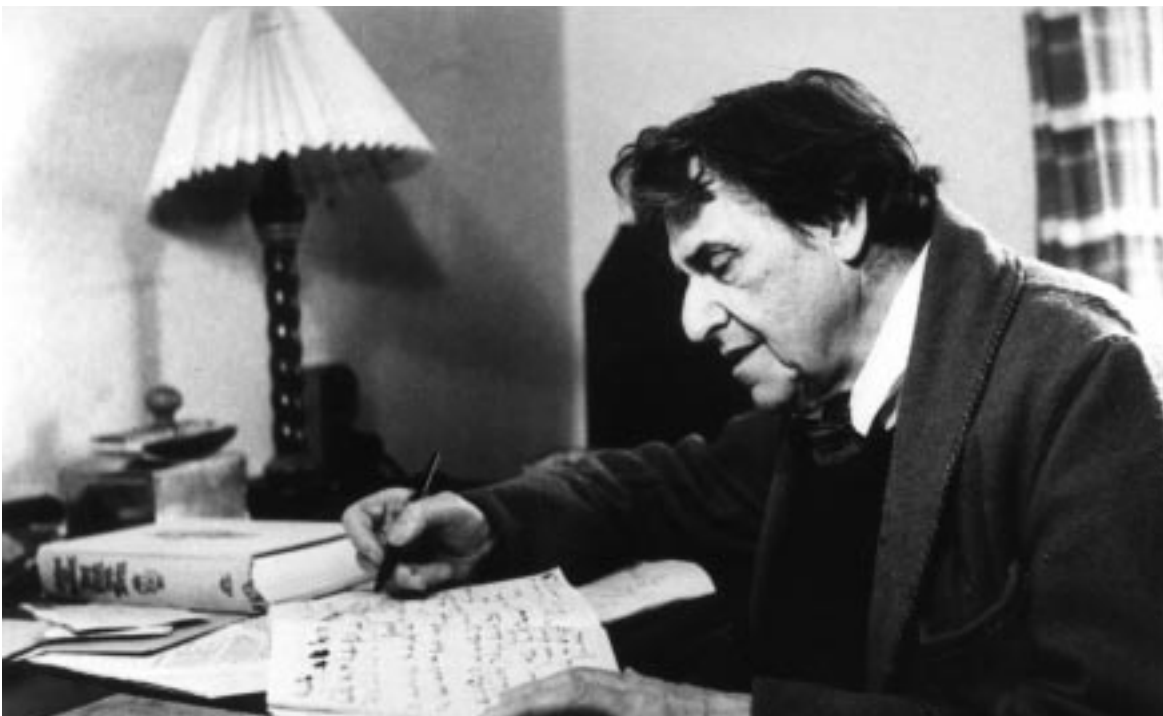
Einen Tag nach dem Reichstagsbrand vom 28. Februar 1933 verließ Karl Wolfskehl Deutschland für immer. Zunächst in der Schweiz, lebte er seit 1934 in Italien. Als sich die Lage der Juden in Itali-

en nach Mussolinis Deutschlandreise im November 1937 verschlechterte, entschloß sich Wolfskehl, von „Europa-Ekel“ ergriffen, „so weit weg zu gehen als dies überhaupt auf diesem Kleinplanet möglich ist.“ So zog er im Juni 1938 nach Neuseeland weiter, wo er bis zu seinem Lebensende blieb.

In dem 1934 in der Schocken-Bücherei veröffentlichten Gedichtband *Die Stimme spricht* wandten sich Wolfskehls Verse dem Schicksal der Juden zu. Die Hauptrolle nimmt das Exil ein, sowohl das der Vergangenheit wie das der Gegenwart: „Wollt nicht zurück. / Jung lenzt das Land. / Was war, ist Tand, / Ist Tod – ihr seid / Im Wanderkleid: / Fortgehn ist Leid, / Fortgehn ist Glück - / Bleibt nicht zurück!“ (Aufbruch, Aufbruch). Im gleichen Jahr schrieb Wolfskehl in Rom „Das Lebenslied. An die Deutschen“, dessen endgültige Fassung erst 1947 in Zürich veröffentlicht wurde. Es bezeugt Wolfskehls tiefe Verwurzelung in der deutschen Sprache und Kultur, es spricht seinen nie heilenden Schmerz über den erlittenen Verlust aus.

Nach schwerer Krankheit starb Karl Wolfskehl am 30. Juni 1948 in Auckland. Zu seinem 50. Todestag suchte man in den Feuilletons der großen deutschen Zeitungen vergeblich nach einer Würdigung seines Lebens und Werks. Er starb als *exul poeta*, wie sein Grabstein sagt, verstoßen und fast vergessen.

ap



Karl Wolfskehl
Auckland, November 1947
Foto: Deutsches Literaturarchiv
Marbach am Neckar

»Das Lebenslied« An die Deutschen

Die weltzeit die wir kennen schuf der geist (Stefan George)

DAS LIED

*Kein stern und kein jahr
Vernichtet den geist
Allmächtig so wahr
Er noch wundert und preist.
(Stefan George)*

Euer Wandel war der meine.
Eins mit euch auf Hieb und Stich.
Unverbrüchlich was uns eine,
Eins das Grosse, eins das Kleine:
Ich war Deutsch und ich war Ich.
Deutscher Gau hat mich geboren,
Deutsches Brot speiste mich gar,
Deutschen Rheines Reben goren
Mir im Blut ein Tausendjahr.
Stürzebach und Stürme rauschten,
Um mich unsrer Wälder Grund,
Frauen schauten, Knaben lauschten
Auf mein Schreiten, meinen Mund.
Zu mir traten eure Besten,
Zu mir, den die Flamme heisst –
Ob im Osten, ob im Westen:
Wo ich bin ist Deutscher Geist.

Eure Kaiser sind auch meine.
Grosskarl, mild gestreng und fron,
Unter Seiner Sonnen Scheine
Zog der Ahn zum Frankenthron
Nach Magonz. Sein Spross, der klare
Ritter, Raw Kalonymos
Gab, auf dass er Treue wahre,
Treue kaiserlichem Aare,
Anderm Otto, da furchtbare
Not ihn bog, sein eigen Ross.
Und zum wahrsten Gibellinen
Friedrich, aller Kronen Kron,
Eilten, Guts und Bluts zu dienen,
Jude, Christ und Wüstensohn.

Eure Dichter sind auch meine.
Auf rief ich Held Hildebrand,
Mit dem Schwelg sass ich beim Weine,
Mit Herrn Walther auf dem Steine,
Fuhr mit dir durchs welsche Land,
Erzpoet, zu Reinalds Ruhme,
Flocht den vollsten Blütenstrauss,
Wählend, wägend Blum auf Blume,
Mir und euch für unser Haus.

Eure Mär ist auch die meine.
Vom helldüstern Bruderpaar,
Blindem, der den Blanken töte,
Hoeder-Vult, von Speer und Flöte
Flüstert' ich euch, mir in Reine
Rauschte Schwangotts Flügelschar.
Nun im Mantel, nun als Rüde
Lockte, grollte lärmumwogt
Zweimal Wer; ich sah, mich lüde
Ursturm, Einaug, Runenvogt!

Eure Sprache ist auch meine
Liebe Muttersprache, seit
Jener Ahn kam, sie ward seine,
Blieb den Kindern, fränkisch breit.
Einverleibt zur Gottesstunde
Sann ich, sang ich, sing ich heut,
Deut und höre frühste Kunde,
Hüte mit in heiliger Runde
Deine, meine Seele, Teut.

Denn dein Traum ist auch der meine.
Vom geheimen deutschen Fug,
Von der Braut im Zauberschreine,
Vom Kristallnetz, das die Feine
Selbst gewirkt und um sich schlug,
Bis, erwacht, sie's über Weiten
Ausspannt in gewaltigem Zug,
Sterne fängt und Gang der Zeiten,
Weiss auch meines Traumes Flug.

Und dein Tag gar ist der meine.
Auch um meine Stirne wand
Stefan, Flammenhort vom Rheine,
Heil der Herzen, Er der Eine,
Unsres Stromes Silberband,
Duft des schönen, Schau des neuen
Lebens schenkend, der Gebühr,
Weihend mich, den Immertreuen,
Seiner Sende, seiner Kür,
Seiner Sende, auszustreuen
Junges Gotteslicht im Lied,
Seiner Kür, die goldnem Leuen
Dunkle Fittiche beschied.
Morgens Meister, Stern der Wende
Hat Ihn lang mein Sang genannt:
Sohn der Kür, Bote der Sende
Bleib ich, Flamme, Dir Trabant!

DER ABGESANG

*Nur aus dem fernsten her kommt
die erneuerung
(Stefan George)*

Dein Weg ist nicht mehr der meine,
Teut, dir schwant, erkoren seist
Du am Nordgrat, nicht am Rheine,
Lug sei, was dich Andern eine,
Lug das Lamm in Kreuzespeine,
Blut sei Same, Gift der Geist.
Borgst dir Zeichen, Zucht und Richter,
Löschest aus die eignen Lichter,
Fährst vom Weltentempelhaus
Deiner Kaiser, deiner Dichter
Brüllend, Teut, ins Dunkel aus:
Wüsstest du was drinnen kreist!
Nacht hat auch zu mir gesprochen,
Gottesnacht, schwer dröhnt das Wort:
Losgebrochen! Losgebrochen!
Alle meine Pulse pochen
Von dem Rufe: auf und fort!
Und ich folge, und ich weine
Weine, weil das Herz verwaist,
Weil ein Tausendjahr vereist.
Aber ob zum Morgenscheine
Hindrängt das gewaltige Wort,
Wo ich mich Altvätern eine,
Harrnd, dass Hagadol erscheine –
Ob der Ruf mich fernhin reisst:
Kür verheisst und Sende weist.
Weit aus heilig weissem Feuer
Reckt die Hand und heischt der Meister:
Überdaure! Bleib am Steuer!
Selige See lacht, Land ergleisst!
Wo du bist, du Immertreuer,
Wo du bist, du Freier, Freister,
Du der wahrst und wagt und preist –
Wo du bist, ist Deutscher Geist!

*Abdruck mit freundlicher Genehmigung
der Deutschen Schillergesellschaft
Marbach am Neckar*